



zur debatte

3/2016

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



9
Vom Leben Gautama Buddhas berichtet
Genpo Döring



21
Die Bedeutung der Taufe Chlodwigs
für die abendländische Geschichte legt
Prof. Dr. Matthias Becher dar



15
Zur Gesetzeslage in der Pflege schreibt
Ministerialdirigentin Ruth Nowak

25
Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann zur
Verbindung von Paul Klee und dem
Schloss Suresnes



29
Prof. Dr. John Greco war zum Philoso-
phischen Meisterkurs in der Akademie
zu Gast



Orden als Wegbereiter des interreligiösen
Dialogs ist das Thema von Prof. Dr. Anja
Middelbeck-Varwick



36
P. Richard Nennstiel OP schildert die
Rolle der Dominikaner in Kairo und
Istanbul



39
Sr. Prof. Dr. Margareta Gruber OSF er-
zählt vom intertheologischen Studieren



Ein Abend mit Bischof Erwin Kräutler



*Dom Erwin Kräutler, inzwischen
emeritierter Bischof von Altamira
am Xingu*

Bischof Erwin Kräutler, von Freunden
und Unterstützern „Dom Erwin“ ge-
nannt, kämpft seit 50 Jahren uner-
müdlich für den Schutz des brasilian-
ischen Regenwaldes und für die
Kultur und das schiere Überleben der
Ureinwohner am Fluss Xingu. Der
aus Österreich stammende katholi-
sche Bischof von Altamira war am
16. Februar 2016 zu Gast in der

Katholischen Akademie Bayern und
zog bei der Veranstaltung „Mein
Leben für Amazonien“ vor mehr als
300 Zuhörern eine Bilanz seiner Zeit
als Bischof. Lesen Sie im Anschluss
den vom Autor überarbeiteten Vortrag
und das Gespräch, das Bischof
Kräutler im Anschluss mit Studienlei-
ter Dr. Johannes Schießl führte.

Mein Leben für Amazonien

Bischof Erwin Kräutler

Wir haben in unserem Bistum Xingu
eine ganz besondere Art, die pastorale
Arbeit voranzutreiben, und dabei sind
die Laien sehr gefordert: Alle fünf Jahre
haben wir eine Versammlung des Vol-
kes Gottes. Jede der 800 Gemeinden
hat das Recht, eine Repräsentantin oder
einen Repräsentanten zu schicken, um
zusammen mit dem Bischof, den Pries-
tern und den Ordensleuten die pastora-
len Linien für die nächsten fünf Jahre
zu definieren.

Bei einer dieser Versammlungen des
Volkes Gottes gab es eine Inszenierung
der jungen Leute, die ich nie mehr im
Leben vergessen habe. Sie kennen die
Geschichte: „Ein Mann ging von Jerusa-
lem nach Jericho und fiel unter die Räu-
ber...“ Sie können es nachlesen, im
zehnten Kapitel des Lukas-Evangeli-
ums. „Zufällig ging ein Priester vorbei.“
Mein Onkel war auch Bischof, und er
hat es Jesus nie verziehen, dass er das
gesagt hat. Darum hat er hinzugefügt:
Zufällig kam „ein Priester des Alten
Testaments“ des Wegs, sah ihn und ging
vorüber. Dann kam ein Levit, sah ihn
und ging vorüber. Dann kam eben die-
ser berühmte Samaritaner oder Samari-
ter. „Und der stieg vom Pferd und hatte
Mitleid!“ Das ist schön ausgedrückt:
„hatte Mitleid“.

Aber die Geschichte geht weiter, und
am Schluss fragt Jesus: „Wer ist diesem
Menschen, der unter die Räuber gefal-
len ist, zum Nächsten geworden?“ Wer
wurde ihm zum Nächsten? Im griechi-
schen Urtext – die Priester, die hier sind,
haben noch Griechisch gelernt – steht
es ganz klar. Und die Übersetzung heißt:
„Wer war der Nächste?“ oder: „Wer ist
der Nächste?“ Nein, das ist keine Fest-
stellung, dass einer in der Nähe ist.
Es geht nicht um eine Feststellung des

Nächsten-Seins, sondern: Wer wurde
zum Nächsten? Wer hat die Entschei-
dung getroffen, diesem Mann, der unter
die Räuber gefallen ist, zu helfen und
ihm das Leben zu retten? Also: Es ist
eine Entscheidung, die ich fälle. Ich
möchte dir, euch allen möchte ich zum
Nächsten werden.

Und dann kam die Antwort von die-
sem Gesetzeslehrer wie aus der Pistole
geschossen: „Der, der ihm Barmherzig-
keit erwiesen hat.“ Also, nicht nur Mit-
leid – „Ach, du armes Hascherl, du tust
mir Leid“ –, sondern Barmherzigkeit
erweisen. Das ist aktiv, da muss ich et-
was tun. Ich kann nicht einfach zu-
schauen und sagen: Na gut, wird schon
wieder besser, ich klopfe dir auf die
Schultern. Nein, ich muss etwas tun.
Und das ist „Zum Nächsten werden“
und Barmherzigkeit erweisen. Unser
Papst spricht häufig von der Barmher-
zigkeit, und Recht hat er. Er hat sogar
ein Büchlein herausgegeben: „Der
Name Gottes ist Barmherzigkeit.“ Noch
kein Papst hat so ein Buch herausgege-
ben.

Ich mache jetzt keinen exegetischen
Unterricht, aber das Wort für Barmher-
zigkeit im Hebräischen heißt „rachamim“,
das kommt von der Wurzel „re-
chem“, und „rechem“ bedeutet Mutter-
schoß. Also, Barmherzigkeit bedeutet
das, was eine Frau, die ein Kind unter
ihrem Herzen trägt, für dieses Kind
spürt, die ganze Liebe, die Zärtlichkeit,
die Hingabe. Ich denke an die Adriana,
die ich gut gekannt habe, ein Mädchen,
das ich verheiratet habe. Ein Jahr später
kam ich hin und fragte sie: Wie geht es
dir denn, Adriana? Dann sagte sie: Ja,
es geht. Ja, warum nur: Es geht? Ich hät-
te so gern ein Kind, und bis jetzt nichts.
Ein Jahr oder eineinhalb Jahre später

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

„Das Maß ist der Mensch“, so lautet nicht selten das auch nach außen dokumentierte Selbstverständnis von Institutionen, deren Aufgabe die allgemeine Erwachsenenbildung ist. Es gehe, so die Intention des Mottos, um den Menschen in all seinen Bezügen und Dimensionen, von praktischen Fähigkeiten über soziale Kompetenz bis zur religiösen Deutung des Lebens. Für die philosophisch Interessierten ist allerdings klar, dass dieser Satz auf die berühmteste Aussage des griechischen Philosophen Protagoras anspielt; denn von dem ist überliefert: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, dass sie sind, der nichtseienden, dass sie nicht sind.“

Protagoras argumentiert bekanntlich als Agnostiker. Deshalb kann man zwar in gläubiger Perspektive „Das Maß ist der Mensch“ gut nachvollziehen, wird allerdings jenen spezifisch christlichen Gedanken hinzufügen, der im berühmten Hymnus zu Beginn des Kolosserbriefes über Jesus Christus formuliert wird: „Er ist der Erstgeborene der ganzen Schöpfung, alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen; so hat er in allem den Vorrang.“ Im Blick auf Jesus Christus die Menschen zu verstehen und deren Wohl in allem Handeln zu bedenken, ist die christliche „*homo-mensura*“-Grundidee.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich die Themen durchsah, die sich in der vorliegenden „debatte“ zusammenfanden. Denn sie alle kreisen um den Menschen als recht verstandenes „Maß aller Dinge“. Das reicht vom Einsatz Bischof Erwin Kräutlers für die Menschen in Amazonien über die Zukunft menschenwürdiger Pflege Alter und Kranker, die historische Bedeutung König Chlodwigs und die künstlerische Leidenschaft Paul Klees, der z.B. mit seinen Engelarbeiten menschlichen Grunderfahrungen nachspürte, bis zu charismatischen Einzelgestalten im interreligiösen Dialog und dem philosophischen Meisterkurs, der die Teilnehmer der Verborgenheit Gottes gerade in den sozialen Dimensionen religiöser Erkenntnis nachspüren ließ.

Dass dann inmitten all dieser Texte die zwei Vorträge über die „Stifterfiguren“ Gautama Buddha und Jesus Christus stehen, unterstreicht schließlich noch einmal, in welchem Sinne „der“ Mensch das „Maß aller Dinge“ sei.

Ihnen erfreuliche Frühlingszeit!

Ihr



Dr. Florian Schuller

kam ich wieder, und die Frau war schwanger. Ich habe nie vergessen, mit welchem Glück und mit welcher Liebe und Zärtlichkeit sie mir erzählt hat, sie trage ein Kind unter dem Herzen. Sie hat dann ihre Hand auf das schon gewölbte Bäuchlein gelegt und gesagt: Sie spürt, wie sich das Kind regt. Das ist Barmherzigkeit! Gott spürt, wie wir uns regen.

Gut, aber die Inszenierung ging weiter. Diese jungen Leute haben dann Folgendes in Szene gesetzt: Zuerst kam eine Familie von Bauern, die Eltern mit zwei Kindern, und die gingen über die Bühne. Dann kamen gleich ein paar Revolvermänner und sagten: „Haut's ab! Sonst wacht's ihr morgen auf mit Ameisen im Mund.“ Die Bauern sind dann verschwunden. Die Kinder haben sie an der Hand gepackt: Geh'ma, geh'ma, geh'ma! Dann kamen zwei junge hübsche Mädchen, die wurden gleich belästigt und dann entführt und verkauft: Menschenhandel, Frauenhandel, ins Ausland verkauft, kein Mensch weiß, wo sie sind.

Dann kamen zwei oder drei Indios mit ihrem Kopfschmuck, wunderschön, mit Pfeil und Bogen, und da hat es auch gleich geknallt. Die fielen alle um, waren tot. Danach kamen Kinder und Jugendliche mit Zweigen und Bäumchen, die gingen über die Bühne, und dann hörte man aus dem Hintergrund das Geräusch einer Motorsäge, und sie fielen alle um. Und dann war Stille, es war mucksmäuschenstill. Aus dem Hintergrund rief auf einmal eine Stimme: „Und wie stehst du dazu?“ Das ging mir so nahe, weil diese jungen Leute gerade diese vier Punkte, die vier Dimensionen der Verfolgung, der Missachtung der Menschenrechte, auf den Punkt gebracht haben. Und die Frage ist: Wer hat ihnen Barmherzigkeit erwiesen? Wer wurde ihnen zum Nächsten? Wie können wir diesen Menschen Barmherzigkeit erweisen?

Ich bin heute hier, um über Amazonien zu reden, mein Leben für Amazonien. Ich bin 50 Jahre drüben, das ist eine ganz schön lange Zeit. Ich bin damals mit der Norddeutschen Lloyd, einem Frachter, der „Emsstein“, von Hamburg nach dem Kreuz des Südens geschippert. Ich war ein junger Kerl, 26 Jahre alt. Ich habe in Salzburg studiert, bin in Salzburg geweiht worden, von Erzbischof Andreas Rohrer, und bin nach Brasilien. Ich war zuerst 15 Jahre als Priester tätig und habe schon damals die Leute im Busch, und wo immer sie waren, erlebt. Ich habe sie von Anfang an sehr gern gehabt, insbesondere die Menschen, denen es weniger gut ging. Der Einsatz für sie war für mich einfach wichtig. Ich kann mich erinnern: Ich musste zuerst Portugiesisch lernen, und nach einem Monat habe ich bereits die erste Predigt gehalten, am Weihnachtstag mit schlotternden Knien, aber immerhin.

Als ich dann wirklich Portugiesisch verstand, hat mich ein Satz, den ein Mann zu mir gesagt hat, sehr erschüttert. Ich hatte ihm die Frage gestellt: „Wie geht es den Kayapo?“ Das ist ein indigenes Volk am Xingu. Und der Mann gab mir zur Antwort: „Du bist ein junger Pater, kümmere dich nicht um die Indios, die sind alle hinterhältig und falsch, die sind wild, haben keine Zivilisation. Kümmere dich um die Flussbewohner, um die Armen; die brauchen dich. Indios wird es in 20 Jahren, so Gott will, keinen mehr geben.“ Das war für mich nicht nur eine kalte Dusche, sondern eine grausame Dusche. Ich habe gedacht: Das darf doch nicht wahr sein. Wenn es von mir abhängt, werde ich mich dafür einsetzen, dass das nicht passiert.

Aber gehen wir zurück zu den Landarbeitern, den ersten, die bei unserer



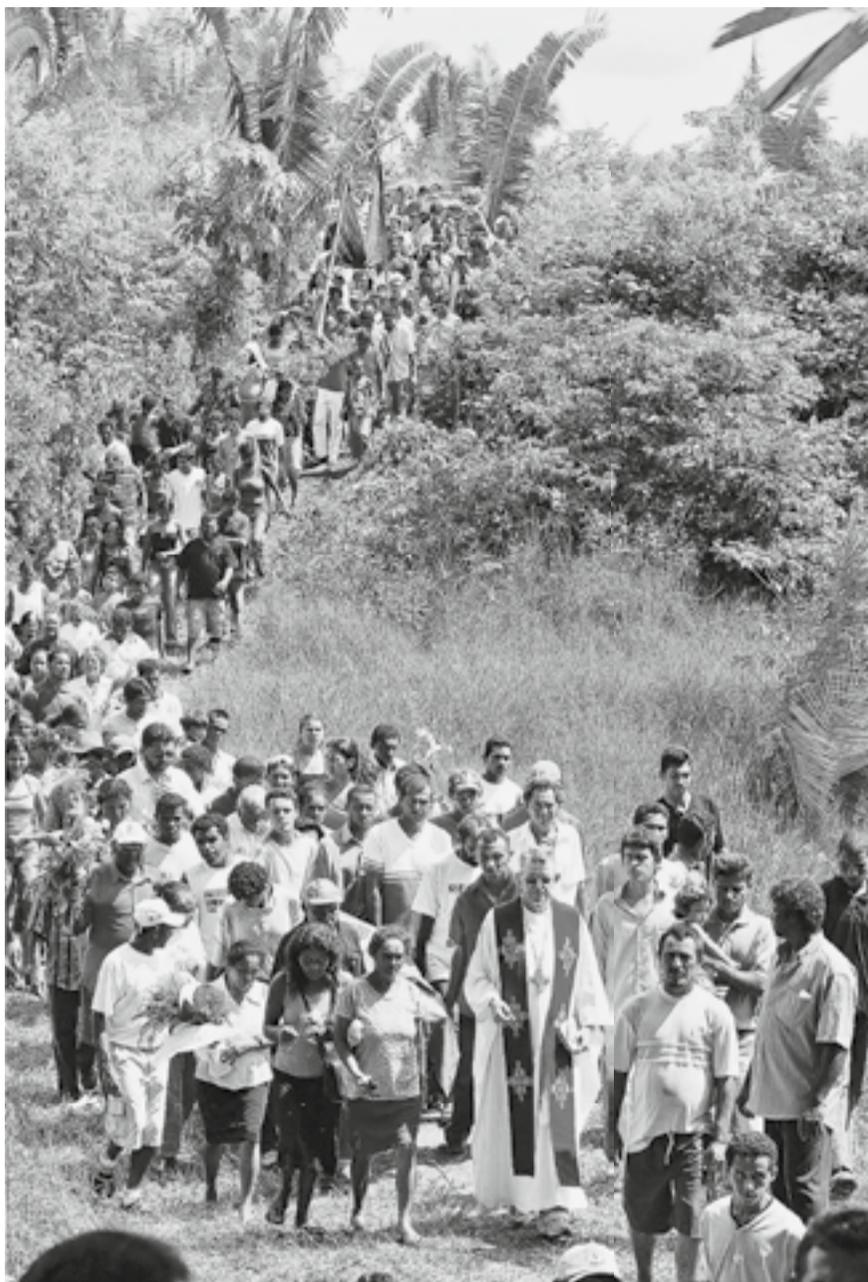
© Prälatur Xingu

„Meine zweite Bischofsweihe“: So nennt Dom Erwin die Prügel und die Verhaftung durch die brasilianische

Militärpolizei im Juni 1983. Die Gläubigen riefen: „Lasst ihn los, das ist unser Bischof!“

Inszenierung über die Bühne gegangen sind. Es ist heute immer noch der Fall, dass gewöhnliche Bauern einfach von Grund und Boden vertrieben werden. Man legt ihnen nahe, das Land zu räumen, und wenn sie das nicht tun, dann kracht's. Und Leute, die sich für diese Menschen einsetzen, schweben in

Lebensgefahr. Ich denke an Schwester Dorothy Stang und auch andere wie den Familienvater Dema. Sie haben sich mit Herzblut für diese armen Bauern eingesetzt. Dorothy wurde am 12. Februar 2005 ermordet. Sie war eine Mitarbeiterin von mir. Zehn Tage vorher war sie noch bei mir, und ich habe ihr gesagt:



Bischof Kräutler 2005 inmitten der Gläubigen bei der Beerdigung seiner Mitarbeiterin Schwester Dorothy Stang,

die ermordet worden war, weil sie sich für den Lebensraum der Indigenas eingesetzt hatte.

Du bist in Gefahr, aber wir glaubten nie, dass das bitterer Ernst werden könnte. Wir hatten immer gedacht, es ist ein Einschüchterungsmanöver, damit sich Dorothy nicht weiter für diese Menschen einsetzt. Einige kamen zu mir und haben gesagt: Als Bischof soll ich diese Frau aus dem Verkehr ziehen, die sei gegen ihre Interessen. Elf Jahre liegt ihr Tod nun schon zurück.

Dema war ein Familienvater, ein ganz lieber Mensch, er hatte vier Kinder. Seine Frau hieß Maria da Penha. Auch er wurde erschossen, weil er sich für die Mitmenschen, die Mitbauern eingesetzt hat. Kaltblütig, in der Nacht vom 24. auf den 25. August 2001. Er fiel seiner Frau zu Füßen und soll als letztes Wort gesagt haben: „Penha, schau auf unsere Kinder!“ Das sind nur zwei Beispiele für Schicksale von Menschen, die ihr Engagement für Bauern ohne Land mit dem Leben bezahlt haben.

Es gibt in Brasilien eine Organisation, die Landpastoral, die sich ganz besonders für diese Bauern einsetzt. Es geht um Rechtsbeistand. Es geht nicht nur darum, dass wir einfach versuchen, den Leuten Mut zu machen, sie brauchen Rechtsbeistand! Das ist sehr wichtig, denn sie haben Rechte, aber diese Rechte werden ihnen genommen, oder man will sie ihnen zumindest nehmen. Deshalb brauchen wir kompetente Rechtsanwälte, die sich für diese Leute einsetzen.

Die Zweiten in der Inszenierung waren die hübschen Mädchen, die belästigt worden sind und dann als Sklavinnen ins Ausland verkauft werden. Solche Fälle passieren gerade im Amazonasgebiet, wo junge Mädchen, zum Teil minderjährig, 15, 16 Jahre alt, einfach irgendwo abgefangen, zunächst missbraucht und dann bis über die Grenze verschleppt werden. Noch vor einigen Jahren hat man das gar nicht zur Kenntnis genommen. Viele Familien wussten nicht, wo ihre Kinder geblieben sind.

Ich habe einen solchen Fall bei uns in Altamira erlebt. Mädchen wurden vor unserer Schule am Freitag abgefangen. Geschäftsleute, Unternehmer – ein Gynäkologe und ein Stadtvertreter waren auch dabei – haben die Mädchen einfach gepackt, irgendwo auf ein Landgut gebracht und dort missbraucht, und kein Mensch hat etwas dagegen getan. Bis dann die Leute zu mir gekommen sind und gesagt haben, was passiert ist. Da bin ich auf die Barrikaden gestiegen und bis zum Justizministerium und den Sicherheitsbehörden gegangen. Die Täter wurden schließlich festgenommen. Ich habe vor laufender Fernsehkamera – da waren alle Sender da – gesagt: „Das sind keine Männer, das sind Monster!“ Die gehören hinter Schloss und Riegel. Was sie angestellt haben, ist nicht wieder-gutzumachen. Für diese Mädchen ist das Leben gelaufen. Die Verantwortlichen

wollten das natürlich nicht hören und haben mich mit dem Tod bedroht.

Dann zu den nächsten Personen der Inszenierung – den Indios: Man hat die Indios in Brasilien bis zur Bundesverfassung von 1988 dazu verdonnert, sich in die nationale Gesellschaft einzugliedern. Das heißt: Ein Indio wird nur Brasilianer oder Brasilianerin, wenn sie oder er die Identität aufgibt. Das ist das Schrecklichste, was einem passieren kann. Ich sage dem Bayern: Du musst aufhören, ein Bayer zu sein! Da möchte ich schauen, wie der reagiert. Ihr dürft nicht mehr in der Weltöffentlichkeit sagen: Ich bin aus Bayern, oder ich bin aus München. Ich muss das verleugnen, um Deutscher zu sein. Da greift man sich ans Hirn, aber so hat man es mit den Indios gemacht, bis 1988.

Vielleicht eines der größten Erfolgserlebnisse in meinem Leben ist, dass es uns gelungen ist, mit dem Rat für indigene Völker der Bischofskonferenz und zusammen mit den Indios, mit den Vertretern der verschiedenen Völker, ihre Rechte in die Verfassung zu bringen. Das war ein Kampf, ich möchte fast sagen, beinahe auf Leben und Tod. Aber es ist uns gelungen! Ich kann mir heute nicht einmal mehr vorstellen, wie das möglich war.

Am 1. Juni 1988 stimmte die Plenarsitzung der Verfassungsgebenden Nationalversammlung dem Textentwurf des speziellen Kapitels über die Rechte der indigenen Völker zu. Und in der Sitzung vom 30. August 1988 erhielt das Kapitel über die Indios von insgesamt 453 Stimmberechtigten: 437 Ja-Stimmen, acht Enthaltungen und acht Nein-Stimmen. Ich sage heute immer noch: Die Hand des Herrn war über mir, über uns, wie es beim Propheten Ezechiel steht. Heute gelten zwei Verfassungsartikel, 231 und 232, in denen steht: Die Indios haben ein Recht auf ihr angestammtes Land, haben ein Recht auf ihre kulturellen Ausdrucksformen, haben ein Recht auf ihre Religion, haben ein Recht auf ihr soziales Gefüge. Und das steht so in der Verfassung! Bis dahin haben wir die Indios immer verteidigt im Namen allgemein gehaltener Menschenrechte. Jetzt können wir sagen: Wenn man die Rechte der Indios verletzt, ist das Verfassungsbruch, und das klingt ein bisschen anders.

Leider Gottes haben wir heute im Nationalkongress viele Vertreter des Agrobusiness und der Großgrundbesitzer, die von den Indios nichts wissen wollen. Jetzt beginnen sie eine Kampagne, diese Verfassungsartikel zu revidieren oder umzuschreiben. Unser Kampf geht bis heute darum, diese Artikel beizubehalten. Aber was das Wunderbare ist: Die Indios sind in den letzten Jahrzehnten im positiven Sinn politischer geworden. Sie steigen auf die Barrikaden und fordern: Wir verlangen das, was unser gutes Recht ist! Wir vom Rat für indigene Völker helfen ihnen dabei. Auch die internationale Presse ist meistens da, das macht auch Eindruck. Ich hoffe, dass diese Artikel Bestand haben. Solange uns der liebe Gott den Atem schenkt, werden wir darum kämpfen, dass die Indios ihre Rechte behalten. Sie sind Menschen, genauso wie wir alle. Sie haben andere kulturelle Ausdrucksformen und haben ein Recht auf ihr Land.

Es ist sehr schwierig zu erklären, wie ihre Beziehung zum Land ist. Für uns hier in Europa ist Land meistens etwas, was man kauft und verkauft. Früher hat man noch von einer heimatlichen Scholle gesprochen. Aber jetzt kauft man das Land oder kann es verkaufen: Das Land wird zur Ware! Für die Indios ist das Land keine Ware. Sie haben eine Kind-Mutter-Beziehung zu ihrem eigenen Land. Das ist das Land ihrer Mythen, ihrer Riten, dort haben sie ihre Vorfahren

Themen „zur Debatte“

Editorial	2
Ein Abend mit Bischof Erwin Kräutler	
Mein Leben für Amazonien Bischof Erwin Kräutler	1
Gespräch mit Bischof Kräutler	6
Buddha und Jesus: Die Bedeutung der Stifterfigur	
Gautama Buddha Genpo Döring	9
Jesus Christus Manfred Negele	10
SZ-Gesundheitsforum Wer soll uns pflegen?	
Ab mit alten Zöpfen! Mit Mut und Innovation dem Pflegenot- stand ein Schnippchen schlagen Birgit Schießl	13
Wohin gehen die Pflegeberufe? Zur aktuellen und zukünftigen Gesetzeslage Ruth Nowak	15
Neue Perspektiven durch eine hochschulische Pflegebildung Bernd Reuschenbach	16
Die Pflegenden stärken. Berufspolitische Perspektiven und die Frage der Verkammerung Basina Kloos	17
Gesundheit und Geld	
Ökonomisierung im Krankenhaus Meinhard Rust	18
Mensch bleiben im Krankenhaus Clemens Sedmak	18
Chlodwigs Taufe	
Die Bedeutung des Frankenkönigs für die Christianisierung Europas Matthias Becher	21
Paul Klee	
Der Maler im Suresnes-Schlösschen Carla Schulz-Hoffmann	25
Philosophischer Meisterkurs mit John Greco	
Die Verborgenheit Gottes und die sozialen Dimensionen religiöser Erkenntnis John Greco	29
Dialog der Charismen Die Rolle der Orden im interreligiösen Dialog	
Orden und Kongregationen als Wegbereiter des interreligiösen Dialogs Anja Middelbeck-Varwick	33
Die Dominikaner in Kairo und Istanbul – Geschichte, Gegenwart und Perspektiven Richard Nennstiel OP	36
„Mit Hochachtung“ voneinander lernen. Intertheologisches Studieren im Geist von „Nostra Aetate“ Margareta Gruber OSF	39
Die Benediktiner im intermonasti- schen Dialog Josef Götz OSB	42
Impressum	5



© Prälatur Xingu

*Bischof Krätzler bei einer Firmung:
Wenn er in eine der abgelegenen Gemeinden seiner riesigen Diözese kommt, warten viele Menschen auf ihn.*

beerdigt. Es gehört einfach zu ihnen. Sie verstehen nicht, wenn man einen Besitztitel vorweist: Das gehört mir! Einer hat einmal gesagt: Ich verstehe die Weißen nicht, denn die kommen mit einem Blatt Papier an, und da steht drauf: República Federativa do Brasil, Definitiver Besitztitel! Und da steht dann, dass irgendeinem Menschen der Grund von diesem Fluss bis zehn Kilometer zum nächsten Fluss gehört.

Dann fragt der Indio: Hat der den Wald geschaffen? Nein. Hat der das Wild geschaffen, das im Wald ist? Nein. Hat der die Flüsse geschaffen? Nein. Hat der die Fische geschaffen, die im Fluss schwimmen? Nein. Lässt er die Sonne scheinen? Nein. Lässt er den Regen fallen? Nein. Wieso kann er sagen, es gehört ihm? Das ist ihre Logik. Eine interessante Logik, nicht wahr? Natürlich weiß ich, dass man das nicht so einfach umsetzen kann in deutsches Rechtsverständnis, aber: Ich kann den Indios nicht verweigern, dass sie so denken. Und darum ist die Abgrenzung, die Demarkierung der indigenen Gebiete, die in der Verfassung vorgesehen ist, unendlich wichtig.

Nebenbei, das ist dann der vierte Punkt, haben wir damit auch die Chance, einen Teil, wenigstens einen Teil von Amazonien zu retten. Die indigenen Völker haben ein Recht auf ihr Gebiet, auf ihr soziales Gefüge. In diesem Zusammenhang muss ich leider Gottes noch etwas über Belo Monte sagen. Der Staudamm ist jetzt in der Endphase. Belo Monte ist eine internationale Angelegenheit. Denken wir ja nicht, dass das nur eine brasilianische Angelegenheit ist. Da sind europäische Firmen verschiedener Länder beteiligt, die auch lautstark schreien, dass damit Arbeitsplätze gesichert werden, dass das alles rechtens läuft.

Brasilien ist ein Rechtsstaat, hat mir einer erklärt – er ist nicht herübergekommen, er hat das hier erklärt – und

hat eine demokratisch gewählte Regierung. Und wenn die Regierung beschließt, dass an dieser Stelle ein Staudamm gebaut wird und ein Riesenkraftwerk entsteht, ein Wahnsinnsprojekt, dann ist das rechtens! Ich habe da immer geantwortet: Sie sollen mal rüberkommen und fragen, ob alles auch rechtens zugeht, was mit den Leuten da angestellt wird, speziell mit den Indios.

Es ist so, dass solch ein Projekt zum Subjekt der Geschichte wird. Und der Mensch wird zum Objekt, also zur Sache. Das Projekt wird andernorts, höheren Ortes, einfach beschlossen: Dort muss das Kraftwerk hin! Das habe man schon seit über 30 Jahren im Blickfeld gehabt. Dann kommt man darauf, dass dort zufällig – zufällig! – Indios leben, verschiedene Völker sogar. Also müssen diese Indios einer „Lösung“ zugeführt werden, und diese Lösung können wir uns ja vorstellen.

Die Zwangsumsiedlung ist immer eine Tragödie, weil die Indios eben mit diesem ihrem Land verbunden sind, sie werden herausgerissen. Oft meint man: Man kann diese Situation mit Geld in den Griff bekommen. Man hat sie zum Teil vollgestopft mit Geld. Man spricht von einem Genozid, von einem Ethnozid, und ich spreche gern von einem Aurizid, „Aurum“ heißt Gold im Lateinischen. Man tötet also durch Gold, man tötet durch Geld. Man drückt ihnen das Geld den Schlund hinunter, damit sie still sind. Und wenn die Indios an den Stadtrand kommen, weil eben das Geld vorhanden ist, verfallen leider Gottes die meisten oder doch sehr viele dem Alkohol. Die Mädchen sind eine Beute der Prostitution. Ein Volk geht zugrunde! Denn die Menschen sind aus ihrem Gefüge herausgerissen.

Wenn wir dann aufschreien, sagen die anderen: Das sind Vagabunden, die gehören weg! Die Kirche verteidigt sie, und dann heißt es: Der Bischof hat nichts anderes zu tun, als diese Leute zu verteidigen. Es sind aber unsere Mitmenschen! Wer hat sie zu dem gemacht, was sie sind in der Stadt? Wenn man sie aus ihrem sozialen Gefüge herausreißt – der Kulturschock ist schon längst da –, dann ist es das Ende. Das ist eine Tragödie, aber davon spricht eigentlich kaum jemand.

Das über die Indios. Und im Zusammenhang damit die Mitwelt. Ich

empfehle euch allen das päpstliche Rundschreiben *Laudato si'* zu lesen. Etwas Wunderbares! Ich hatte immer Probleme mit diesen Rundschreiben. Ich habe angefangen, diese Texte zu lesen, aber es ist mir immer schwergefallen weiterzulesen. Und gewöhnliche Leute, die keine theologische Vorbildung haben, sind auch nicht viel weiter gekommen. Unser Papst Franziskus redet frisch von der Leber weg und schreibt auch so. Also kann ein Laie – und Laien sind das Volk Gottes; nicht Laien, die nichts verstehen – das auch lesen.

In *Laudato si'* spricht der Papst eine ganz neue Sprache. Wir haben das früher auch schon gesagt: Es geht nicht um eine anonyme Umwelt um uns herum, sondern es geht um die Mitwelt. Und übrigens: Wir gehören da auch dazu! Können wir in Bayern ohne die wunderbare Landschaft leben? Das können wir nicht! München ist schön, aber der Hintergrund sind die Berge. Man ist gleich in den Alpen, kann da Ski fahren oder Bergsteigen, ist schnell in Salzburg und Innsbruck, das gehört aber zu Österreich ... Hier sind wir geboren, hier haben wir unsere Wurzeln. Ich habe sie in Vorarlberg, das ist auch keine Schande. Wir gehören dazu und wir haben einen Auftrag. Das sagt der Papst ganz klar. Für diese Welt, für diese unsere Mitwelt haben wir die Verantwortung den zukünftigen Generationen gegenüber. Wir können nicht so tun, als ob wir die letzte Generation wären.

Als es um Belo Monte gegangen ist – damals hat der Bau noch nicht begonnen – fand eine Versammlung in Altamira statt. Die Indios waren da, und dann ist einer auf die Ladefläche eines Lastwagens gestiegen, hat ein Mikrofon in die Hand genommen, auf den Fluss geblickt, auf die wunderschöne Insel vor Altamira, die jetzt abgeholzt ist – kahlgeschlagen, grausig, ein Paradies geht zugrunde – und hat gesagt: Was wird aus unseren Kindern? Die Männer in Altamira haben immer von einem Geldregen geträumt, die Frauen nicht. Interessant ist, dass die Frauen in Altamira ganz besonders gegen dieses Projekt gekämpft haben. Frauen sind von Natur aus auf die nächste Generation ausgerichtet, sie denken mehr als die Männer an ihre Kinder und Kindeskinde. Aber diese Verantwortung haben wir alle zu übernehmen, was der Papst

auch wunderschön in seiner Enzyklika beschrieben hat.

Für mich ist es auch persönlich ein wunderbares Ereignis, dass Amazonien tatsächlich in der Enzyklika vorkommt. Sie können es nachlesen, Nummer 37 und 38. Und über die indigenen Völker spricht er in 145 und 146. Ich war vorher bei ihm, am 4. April 2014. Jetzt sagt er sogar, er möchte so etwas wie eine Synode für Amazonien abhalten. Ich finde, das wäre wirklich ein Riesenerfolg. Wir werden sehen ...

Es geht also um die Mitwelt, und in Amazonien hat man in den letzten Jahren und Jahrzehnten einen solchen Raubbau betrieben, dass man sich das kaum vorstellen kann. Aber da denkt man wieder: Das ist eine innerbrasilianische Angelegenheit ... Doch: Wohin kommt denn das Holz? Ich habe jetzt erfahren, dass es immer noch nach Europa geht. Und 50 Prozent der Exporte sind illegal, aber hier legalisiert man es einfach. Es gibt auch bei uns eine Umweltbehörde, aber die schweigt. Ich bin im hintersten Winkel einer Nebenstraße von Amazonien, da sehe ich einen Lastwagen nach dem anderen, voll beladen mit Edelh Holz. Die warten dort. Sie haben gehört, dass die Umweltbehörde in der Stadt das Sägewerk kontrolliert. Wenn sie wissen, dass die Behörde wieder weg ist, dann wird Tag und Nacht herausgefahren in das Sägewerk. Kein Hahn kräht mehr danach! Und dieses Holz bekommen wir dann in Europa. Das ist nur einer der Eingriffe in Amazonien.

Der andere ist der Großgrundbesitz, speziell die Viehwirtschaft. Das kann man sich in Bayern auch nicht vorstellen. Hier wächst das Gras von selbst. Bei uns muss man es aber pflanzen: Da wird zuerst einmal der tropische Regenwald entwaldet, und dann wird Gras gepflanzt, wobei der Humus nur ganz dünn ist. Aber der Großgrundbesitz breitet sich aus. Riesige Rinderherden weiden dort, und dazu wird dann noch Soja und Zuckerrohr angebaut, wo tropischer Regenwald gewesen ist. Die Motorsäge, die die Jugendlichen damals nachgeahmt haben, läuft noch heute. Und was wird übrigbleiben, fragen wir uns.

Da gibt es auch wieder eine Beziehung zu unserem lieben, alten Europa. Wir glauben immer, Brasilien ist weit, weit weg. Es ist aber wissenschaftlich



Dom Erwin signierte im Verlauf des Abends viele seiner Bücher.

Das Buch:

Erwin Krätzler
Mein Leben für Amazonien
ISBN: 978-3-7022-3387-7
2014, Tyrolia-Verlag
232 Seiten, 22,95 Euro

bewiesen, dass Amazonien eine klimaregulierende Funktion hat. Also: Wenn Amazonien nicht mehr existiert, dann haben wir auch hier das Nachsehen, über den Atlantischen Ozean hinweg. Wenn man dagegen die Indianergebiete schützt, die Nationalparks respektiert und vielleicht sogar vergrößert, können wir wenigstens ein Drittel von Amazonien retten.

Das waren jetzt meine vier Punkte. Und nun kommt meistens die Frage: Hat das irgendetwas mit dem Amt eines Bischofs zu tun? Man hat mich schon gefragt, ob ich noch ein katholischer Bischof bin. Ich habe gesagt: Ich denke schon, ich zelebriere jeden Tag. Warum setzt sich ein Bischof also für seine Leute ein? Ich bin nicht allein, das möchte ich als erstes sagen. Nicht, dass ihr glaubt, der Bischof macht das im Alleingang, der ist allein unterwegs! Es gibt viele Menschen, die am selben Strick ziehen. Aber ein Bischof steht doch mehr im Rampenlicht, auch bei den Behörden, und das müssen wir weidlich ausnützen. Aber ich kann mein bischöfliches Amt und meine bischöfliche Sendung nicht auf die Menschen reduzieren, die am Sonntagabend zufällig in der Kathedrale sind, wenn ich dort zelebriere.

Hirte heißt, auch wirklich Hirte zu sein und die Anliegen, die Nöte und Sorgen der Menschen zu spüren, die außerhalb des Gotteshauses leben, außerhalb meiner Kathedrale. Ich kann mich gut erinnern, als ich mit 41 Jahren Bischof geworden bin. Da habe ich eine Versammlung einberufen mit den Priestern, den Ordensleuten und mit den Laien, Frauen und Männern, Jugendlichen. Alle trafen sich dann zur Gruppenarbeit und wollten dem neu ernannten Bischof ein Konzept übergeben.

Was die Priester gesagt haben, das kann man sich vorstellen: Ich soll als Bischof Mitbruder bleiben, die Mitverantwortung und Kollegialität sollen funktionieren. „Du bist zwar Bischof, aber bleib' trotzdem der Pater Erwin“, hat es geheißen. Bei der ersten Versammlung war interessant: Da gab es gleich ein Problem, das man erledigen musste. Meine Mitbrüder blickten auf mich und sagten: „Du bist jetzt Bischof, du musst jetzt sagen, was zu tun ist.“ Ich habe gesagt: „Okay, was? Habt ihr nicht gerade von der Kollegialität gesprochen,

von der Mitverantwortung?“ Da haben sie den Kopf hängen lassen. Als Bischof ist man oft allein, sehr allein. Die Ordensleute, die lieben Schwestern haben gesagt: „Der Bischof soll sie hie und da besuchen kommen, soll auch in ihren Häusern zelebrieren, sie anhören.“ Ja, das habe ich immer versucht.

Dann kamen die Laien. Und das Erste, was sie vom Bischof verlangen, ist: „Er soll ein Mann Gottes sein, ein betender Bischof!“ Das wollten die Laien, stellt euch das vor! Und der zweite Punkt: Der Bischof soll sein Bistum nicht vom Schreibtisch aus verwalten und leiten, sondern er soll rausgehen, dorthin, wo sie sind, damit er am eigenen Leib erfährt, was sie erfahren. Das habe ich 35 Jahre lang versucht zu tun. Am Bischofssitz bin ich drei oder vier Monate im Jahr gewesen, die restliche Zeit war ich immer unterwegs.

Eines der größten Probleme für uns sind die eucharistielosen Gemeinden. Das kann man sich in Bayern nicht vorstellen. Mein Bistum ist etwas größer als Deutschland. Deutschland erstreckt sich, habe ich mir sagen lassen, auf etwa 350.000 Quadratkilometer, mein Bistum auf 365.000. In diesem Riesengebiet existieren etwa 800 kleinere oder größere Gemeinden. Jede Pfarrei umfasst zwischen 30 und 90 dieser Gemeinden.

Wir haben im Moment 31 Priester, 31! Und von diesen 31 sind sieben bereits – in Brasilien sagt man „pra lá de Bagdá“, also jenseits von Bagdad, das heißt schwer über 70. Ich bin auch einer davon. Was passiert in diesen Gemeinden, wenn nicht Frauen und Männer, Jugendliche und ältere Leute die Verantwortung, die ehrenamtliche Verantwortung für ihre Gemeinde übernehmen? Dann gibt es kein kirchliches Leben. Der Priester zieht von Ort zu Ort, genauso wie der Bischof das getan hat und immer noch tut. Aber das große Problem sind die eucharistielosen Gemeinden. Das habe ich auch dem Papst gesagt und den Bischöfen hier in Deutschland.

Was können wir in unserer Kirche tun, damit auch diese Menschen am Sonntag Eucharistie feiern können? Da müssen wir uns etwas einfallen lassen. Das heißt jetzt nicht, wie ihr glaubt: Der Bischof ist gegen den Zölibat! Das ist eine Verkürzung, wenn man sagt: Zölibat ja oder nein. Wenn ein Mann oder



Fernsehkameras in der Akademie: Unter anderem zeichnete ein Team des Bayerischen Fernsehens den Abend für die Reihe „alpha-lógos“ mit Themen der Katholischen Akademie Bayern auf.

Die Erstausstrahlung war am 17. April 2016, als Podcast findet sich der Beitrag unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-ard-alpha>.

eine Frau sich entscheidet, zölibatär zu leben, ist das eine wunderbare Sache. Es ist eine Entscheidung, die er oder sie fällt. Das Problem ist, wenn man die Eucharistiefeyer verkoppelt mit einem, nur mit einem zölibatären Priester.

Dann kommt noch dieses Wort, das ich gar nicht mehr hören kann, von den „viri probati“. Also, das sind tadellose „erprobte Männer“! Und wer befindet, dass dieser Mann ein erprobter Mann ist, ein tadelloser Mann ist? Wer befindet darüber? Welche Kriterien müssen gefunden werden, damit man sagen kann, dieser Mann ist es? Und übrigens – ich bin selber Priester – sind wir alle erprobte Männer, die wir zölibatär leben? Also, ich kann das Wort nicht mehr hören. Das ist diskriminierend.

Wir müssen etwas tun, das weiß der Papst auch selber, wir beten darum, dass in den nächsten Jahren eine Entscheidung fällt. Es geht um die Eucharistiefeyer, die in den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils und in päpstlichen Rundschreiben immer wieder apostrophiert worden ist als das Zentrum unseres Glaubens. In Amazonien haben 90 Prozent unserer Gemeinden keine reguläre sonntägliche Eucharistiefeyer, und 70 Prozent, liebe Leute aus Bayern, 70 Prozent haben die Eucharistiefeyer nur drei- bis viermal im Jahr.

Nur ein kleines Beispiel zur Illustration: Ich komme in eine kleine Gemeinde, die Leute haben ein Kirchlein gebaut. Ganz einfach und hübsch, sie haben sich sehr angestrengt. Und dann kommt der Bischof zur Einweihung, ich habe mich darauf gefreut. Maria, die Katechetin, und ich ziehen an einem Tuch, das dann herunterfällt, die Türe geht auf. Und ich schaue hinein, erschrecke und sage: Maria, da fehlt etwas! Ja, was soll fehlen, Bischof? Da fehlt der Altar! Da steht nämlich nur ein Ambo. Das erinnert an andere christliche Kirchen, aber nicht an die katholische. Dann sagt sie zu mir: Ja, wir haben eh keine Eucharistiefeyer. Heute werden wir einen Tisch herüberholen von der Schule und ein schönes Tisch-tuch darüberlegen. Für uns ist ja nur der Ambo da.

Da haben bei mir die Alarmglocken geläutet. Die Leute haben keinen Zugang mehr zur Eucharistie! Also, bitte versteht mich richtig: Das ist ein Riesen-

problem in unseren Gemeinden. Was können wir tun? Papst Franziskus weiß davon, die deutschen Bischöfe wissen davon, die brasilianischen Bischöfe ebenso. Wir beten jetzt darum, dass möglichst bald eine Entscheidung fällt, die ganz sicher auch Einfluss hat auf die Weltkirche. Man muss das nicht gleich für die gesamte Kirche entscheiden, aber man muss doch versuchen, auf diese Leute einzugehen, sie dort abzuholen, wo sie sind.

Liebe Leute, ich danke für die wunderbare Aufmerksamkeit! Wir haben ganz pünktlich begonnen. Punkt 7 Uhr hat eine Glocke, ein Gong geläutet. Das ist hier ein bisschen anders als in Brasilien. Dort kann jemand die Frage stellen: Wann beginnt die 8-Uhr-Messe? □



Alois Glück, bis vor kurzem Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, war einer der 300 Besucher des Abends.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 46

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Gespräch mit Bischof Erwin Kräutler

Johannes Schießl: Lieber Dom Erwin, Sie haben am Sonntag bei der Misereor-Fastenaktion der deutschen Katholiken mitgemacht, Sie waren gestern bei der deutschen Bischofskonferenz. Welchen Eindruck haben Sie von der deutschen Kirche, mal über die Pünktlichkeit hinaus?

Erwin Kräutler: Es ist sicher eine lebendige Kirche, daran zweifle ich keinen Augenblick. Man denkt immer, es sind weniger Leute geworden. Aber die, die da sind, die sind ja da! Und sie sind dazu noch aus Überzeugung da. Vielleicht ist früher jemand in die Kirche gegangen, weil das eben zum guten Ton gehört hat. Heute kommen die Leute aus einer tieferen Überzeugung. Das heißt jetzt nicht, dass ich über unsere Vorfahren herziehe, aber ich würde das alles nicht so negativ sehen. Habt Mut!

Johannes Schießl: Wir müssen also nicht alle Lateinamerikaner werden?

Erwin Kräutler: Auf keinen Fall. Sicher kommen von drüben Impulse, die man akzeptieren kann. Aber man kann das auch nicht alles eins zu eins übernehmen, denn in Deutschland und Österreich sind die Leute ein bisschen anders als in Brasilien. Das ist klar. Aber es gibt Impulse: beispielsweise, dass Laien viel mehr Verantwortung übernehmen, und dass man nicht alles vom Pfarrer abhängig macht. Wir haben hier in Europa oft noch diese Einstellung: Der Pfarrer ist zuständig, und wir sind so etwas wie Konsumenten. So was ist nicht gut. Wir sollen mittun, und die Pfarrer sollen natürlich auch den Laien

Wenn ich mich einsetze für die Armen, dann bin ich gegen diejenigen, die Leute arm gemacht haben. Da wird es schwierig.

die Möglichkeit geben mitzutun, Entscheidungen zu fällen. Die Leute können dann auch mehr beim Wort genommen werden. Sie haben ja mitentschieden. Wenn ich von oben herab entscheide, was zu tun und zu lassen ist, fühlen sich viele bevormundet. Aber wenn die Leute mitentscheiden können, dann schaut's ein bisschen anders aus. Meint ihr nicht auch?

Johannes Schießl: Die Anwesenden werden es in der großen Mehrheit so ähnlich sehen. Aber jetzt würde ich gern noch einmal zurückkommen zu Ihren Anfängen am Xingu. Sie sind 1965 als junger Missionar an den Xingu gekommen. Mich würde nochmal interessieren: Welche Kirche haben Sie da angetroffen?

Erwin Kräutler: Ich bin ein „Konzils-theologe“. Nicht in dem Sinn, dass ich an einer Universität Vorlesungen halte, sondern dass ich zur Zeit des Konzils Theologie studiert habe. Da war alles im Aufbruch. Aber die Folgen des Konzils sind erst später spürbar geworden. Erst 1970 kam beispielsweise das komplette neue Missale Romanum heraus. Damit geschah ein gigantischer Schritt in der Erneuerung der Liturgie. Ich habe 1965 bei meiner Primiz noch in lateinischer Sprache zelebriert, allerdings ein bisschen frech: zum Volk hin. Das war damals noch nicht so ganz erlaubt. Dann kam der Umschwung. Aber plötzlich ist unsere Kirche wieder zurückgekehrt,

und wir wurden alle irgendwie zurückgepfiffen. Der jetzige Papst hingegen sagt: Wir müssen das Konzil umsetzen. Das ist noch nicht vollständig passiert. Es wurde eben leider zum Rückzug geblasen, wie das Buch meines Freundes, des emeritierten Wiener Weihbischofs Helmut Krätzl, „Im Sprung gehemmt“ aufzeigt. Aber ich glaube, mit Papst Franziskus ist die Situation heute eine andere.

Johannes Schießl: Sie haben dann schon in Brasilien die großen lateinamerikanischen Bischofsversammlungen erlebt, angefangen mit Medellín 1968. Können Sie noch etwas dazu sagen, wie das aus Ihrer Sicht die Lage in Lateinamerika verändert hat?

Erwin Kräutler: Medellín war der Versuch, das Konzil auf Lateinamerika zu übertragen, sagen wir es einmal so, damit es Fuß fasst. Man sprach auch plötzlich von Befreiung, und das hat man in Europa sehr oft missverstanden. Bei Befreiungstheologie haben manche gedacht: Da gibt es Priester, die geben den Leuten sogar Waffen die Hand. Befreiungstheologie ist aber eine zutiefst biblische Theologie, denn der liebe Gott war es, der seinem Volk gesagt hat: „Ich habe gesehen“ – zweimal sogar im Urtext – „ich habe gesehen das Elend meines Volkes, ich habe seinen Schrei gehört, ich kenne sein Leid. Darum bin ich herabgestiegen, um es aus der Sklavenhütte zu befreien“ (Ex 3,7-8). Das spricht der liebe Gott auch zu unseren armen Leuten, die damals unter Militärdiktaturen und Ausbeutung furchtbar gelitten haben. Wir dürfen die Befreiung nicht so verstehen, dass sie erst am seligen Ende, wenn uns der liebe Gott heimholt, Wirklichkeit wird. Die Leute wollen auch heute befreit sein, befreit von Strukturen, die von Menschen geschaffen sind und Arme immer ärmer machen und Reiche immer reicher, und dies auf Kosten der Armen. Dieser Ausdruck stammt nicht von mir, sondern von Papst Johannes Paul II.

Johannes Schießl: Und jetzt ist die Befreiungstheologie auf dem Papstthron angekommen?

Erwin Kräutler: Papst Franziskus wird sich sicher nie als Befreiungstheologe outen. Aber er hat alle Anliegen der Befreiungstheologie übernommen. Das hat er schon damals in Buenos Aires getan. Befreiungstheologie ist angewandte Theologie, das heißt, eine Theologie, die von der Situation, von der Realität der Menschen ausgeht und dann hinterfragt: Was will eigentlich der liebe Gott? Wir haben das schon früher bei Joseph Cardijn in der Christlichen Arbeiter-Jugend gelernt: Sehen, Urteilen, Handeln. Darum geht es. Ich kann die Menschen in ihrer oft grausamen Realität nicht nur so betrachten, wie man ein Foto anschaut. Man muss ihre Situation hinterfragen. Da kommt man plötzlich drauf, dass Armut kein Schicksal ist, sondern Armut gemacht wird. Jemand trägt Verantwortung dafür. Wir möchten uns also zusammenschließen und darum kämpfen, dass wir auch hier in diesem Leben anständig leben, würdig leben können. Das finde ich einfach wichtig. Das heißt jetzt nicht, dass wir nur eine diesseitige Erlösung oder diesseitige Befreiung im Blick haben. Nein! Auf keinen Fall!

Toten jedoch kann ich das Evangelium nicht mehr verkünden, und beim Einsatz für die indigenen Völker geht es wirklich um Leben und Tod. Wir sprechen in Brasilien von vier Dimensionen der Evangelisierung. Das Evangelium



Rund eine Stunde dauerte das Gespräch zwischen Bischof Kräutler und Johannes Schießl.

wird nicht nur verkündet, sondern es soll Zeugnis dafür abgelegt werden. Evangelisieren meint auch, in Dialog zu treten. Das hat das Zweite Vatikanische Konzil ganz besonders hervorgehoben. Der liebe Gott war schon vor uns da. Wir sind nicht diejenigen, die den lieben Gott den Leuten gebracht haben. Und deshalb hat auch Papst Johannes Paul II. in Indien gesagt: „Gott ist gegenwärtig in den Kulturen Indiens.“ Da denke ich mir natürlich, wenn er in den Kulturen Indiens gegenwärtig ist, dann ist er es wohl auch in den Kulturen der Indios. Und schlussendlich die Diakonie, der Dienst an diesem Volk: Das gehört genauso zum Evangelium, das wir verkünden und leben wollen. Wir möchten im Sinne der Fußwaschung dienen, den Menschen helfen, damit sie leben können. Evangelisieren meint also: Verkünden – Zeugnis ablegen – In Dialog treten – Dienen!

Johannes Schießl: Ich möchte anknüpfen an den Begriff Zeugnis. Im Jahr 1983, wenn ich mich recht entsinne, ist ein Bild um die Welt gegangen, wie Sie im Polizeigriff abgeführt werden, weil Sie sich für Zuckerrohrpflanzler eingesetzt haben, denen man neun Monate den Lohn vorenthalten hat. Wie lebensgefährlich muss der Einsatz eines Christen sein?

Erwin Kräutler: Ich wollte nie provozieren, willentlich provozieren. Aber in dem Augenblick, in dem ich mich auf die Seite dieser Menschen stelle, bin ich eben meist gegen die Interessen anderer. Wenn ich für die Indios eintrete, bin ich, ob ich das will oder nicht, gegen Großgrundbesitzer, Bergwerksgesellschaften, Holzfirmen, die da ran wollen. Wenn sich da jemand querlegt, dann wird das eben nicht akzeptiert, und es kommt zu unmissverständlichen Drohungen. Wenn ich Frauen und Mädchen in ihrer Würde verteidige, dann bin ich gegen den „Machismo“. Wenn ich mich einsetze für die Armen, dann bin ich gegen diejenigen, die Leute arm gemacht haben. Da wird es schwierig. Man bekommt ja Drohungen nicht, weil man so und so heißt. Ich stehe nicht unter Polizeischutz, weil ich Erwin heiße, sondern eben auf Grund dieser Herausforderungen, bei denen ich als Bischof nicht anders kann. Ich habe mir das alles nicht ausgesucht.

Damals, 1983, habe ich den Leuten auch nicht gesagt: Sperrt die Straße! Neun Monate haben sie den Lohn für die Erntearbeit nicht ausbezahlt bekommen. Am Pfingstsonntag – das hatte sicher mit dem Heiligen Geist etwas zu tun – haben sie beschlossen, die Straße zu sperren, und am Pfingstmontag bin ich hingefahren. Die Polizei hat sofort gemutmaßt: Der Bischof ist verantwortlich, der hat die Leute auf die Straße geschickt. Aber ich hatte mich nur entschlossen, bei und unter ihnen zu sein. Als Bischof kann ich nicht in einer Waldkapelle irgendwo abseits den Gottesdienst feiern, wenn mein Volk auf der Straße ist. Das hat mir dann den Polizeigriff und die Festnahme eingebracht.

Das liegt nun schon einige Zeit zurück. Als ich zum Bischof ernannt wurde, hatte ich – wie vorhin gesagt – eine Versammlung mit den Priestern, Ordensleuten und Laien, Frauen, Männern und Jugendlichen einberufen. Ich wollte von ihnen wissen, was sie sich vom neuen Bischof erwarten. Und die Laien haben mir vorgeschlagen: Ich soll rausgehen, damit ich am eigenen Leib erfahre, was sie erleben. Ich bin am 1. Juni 1983 vor meinen Leuten an der Transamazonica gedemütigt worden. Die Militärpolizei hat mich in den Dreck geschmissen mit der Nase nach vorn, und von hinten ziemlich unsanft behandelt. Aber dieses Ereignis hat auch eine ganz besondere Beziehung zu diesen Menschen geschaffen. Es war für mich so etwas wie eine zweite Bischofsweihe, denn als mich die Polizei verhaftet hat, haben die Menschen geschrien: „Lasst ihn los, das ist unser Bischof!“ Sie haben nicht etwa geschrien: „Das ist ein Bischof“, sondern: „Das ist unser Bischof“. Das ist mir zu Herzen gegangen, gerade weil ich vor ihnen diese Demütigung erleben musste. Es ist ja nicht unbedingt ein angenehmes Gefühl, wenn man vor dem versammelten Volk am Boden liegt, und einer haut einem hinten was drauf, und dann stellt er einen auf wie ein Stehaufmandl, und man wird dann abgeführt, wie wenn man der größte Verbrecher wäre. Ein Detail am Rande: Zehn Tage später haben die Zuckerrohrpflanzler das Geld für die abgelieferte Ernte ausbezahlt bekommen. Und sie haben zufrieden gelächelt: „Unser Bischof ist Gold wert, jetzt haben wir das Geld bekommen.“

Johannes Schießl: Das war ein Beispiel, das zum Erfolg geführt hat. Beim Belo Monte-Staudamm führt es nicht zum Erfolg. Wie frustrierend ist das eigentlich, wenn das Engagement über die Jahre und Jahrzehnte hin nicht zum gewünschten Erfolg führt?

Erwin Kräutler: Als Bischof und als Priester, als Christinnen und Christen können wir uns ja nicht nur einsetzen, wenn wir von vornherein wissen, dass unser Einsatz zum Erfolg führt. Im Wirtschaftsjargon hieße das so: Es muss erst eine Analyse zwischen Input und Output erstellt werden, und wenn der Output als positiv bewertet werden kann, also Profit garantiert ist, dann gibt es grünes Licht für den Input. Als Christinnen und Christen können wir nicht so denken. Wenn wir das Kreuz Jesu betrachten, ist das eigentlich nicht der größte Misserfolg, den man sich überhaupt vorstellen kann? Die gesamte Sendung Jesu, seine ganze Botschaft sollte zerstört werden. Und gerade vom Kreuz, von einem eklatanten Misserfolg sozusagen, ist die größte Revolution aller Zeiten ausgegangen, die bis heute andauert. Als Christinnen und Christen können wir nicht nur dann etwas tun, wenn wir genau wissen, dass es positiv ausgeht. Und ich kann heute auch gar nicht abschätzen, welche Folgen unser Einsatz für das nächste Kraftwerk haben wird, das am Parallellfluss zum Xingu, dem Tapajós, gebaut werden soll. Ich bin nicht frustriert, ich fühle mich absolut nicht als Besiegter oder „hänge nun die Fußballschuhe an den Nagel“, wie man in Brasilien sagt. Auf keinen Fall! Die Leute sind mir das einfach wert gewesen und sind mir das immer noch wert.

Johannes Schießl: Um bei der Ökologie zu bleiben: Sie haben in Ihrem Vortrag genau die Ziffern der Enzyklika benannt, in denen es um Amazonien und um die Indigenen geht. Manche haben Sie als „Ghostwriter des Papstes“ bezeichnet. Sie haben erzählt, dass sie in dieser Sache bei ihm waren. Wie funktioniert so ein „Ghostwriting“, wie muss man sich das vorstellen?

Erwin Kräutler: Na ja, die Journalisten haben da ein bisschen übertrieben. Es ist Folgendes passiert: Ich bin Sekretär der bischöflichen Kommission für

Amazonien. Kardinal Claudio Hummes ist der Chef. Claudio Hummes kommt aus Süd-Brasilien und hat nie in Amazonien gearbeitet. Eines Tages sagte er zu mir: „Erwin, du musst mit dem Papst reden.“ Ich habe ihm geantwortet: „Na, ich werde wohl kaum zum Papst vordringen können, ich bin ja nur ein Bischof aus der Peripherie.“ Lächelnd gab er mir zurück: „Das mache ich schon.“ Er ist ja Kardinal und ist auch derjenige gewesen, der dem Papst zugeflüstert hat: „Vergiss die Armen nicht!“ Auf einmal bekomme ich von einem Erzbischof mit einem deutschem Familiennamen – er stammt aus dem Schwarzwald – ein Fax und ich lese: „Papst Franziskus möchte Sie am 4. April 2014 um 12 Uhr mittags empfangen.“ Da habe ich selbstverständlich sofort alles unternommen, um zeitgerecht rüber zu kommen. Ich war dann in der Casa Santa Marta untergebracht, in dem Haus also, in dem der Papst wohnt. So konnte ich ihn auch aus der Nähe kennenlernen.

Beim Treffen mit dem Papst habe ich von den Indios gesprochen, von den eucharistielosen Gemeinden und natürlich von Amazonien insgesamt. Und dann sagt der Papst ganz freundlich: „Ja, ich bin daran, eine Öko-Enzyklika zu schreiben.“ Und präzisiert, er möchte von der „Ecologia humana“ reden, also von der menschlichen, humanen Ökologie. Da habe ich geantwortet: „Gut, da darf aber Amazonien auf keinen Fall fehlen, und die indigenen Völker müssen da auch hinein.“ Darauf verriet mir Papst Franziskus, er habe Kardinal Turkson – den aus dem afrikanischen Ghana stammenden Präsidenten des Päpstlichen Rates Iustitia et Pax – beauftragt, einen „borrador“ – so etwas wie ein Arbeitspapier – zu schaffen. Ich könnte mit dem ja mal reden. Da antwortete ich: „Das habe ich bereits getan.“ Am Vortag war ich nämlich mit Kardinal Turkson beim Abendessen – inkognito – in einer Trattoria im Zentrum von Rom. Da waren auch Paulo Suess mit dabei und Josef Sayer, der frühere Chef von Misereor,

Ein Father Michael hat mir dann eine E-Mail geschickt: Damit nicht erst eine Übersetzung angefertigt werden muss, soll ich meine Vorschläge gleich in englischer Sprache verfassen. Und zwar „as soon as possible“! Na gut, am 19. Juni 2014 habe ich meinen Beitrag geschickt, und am 18. Juni 2015, also fast genau



Unterschriften gegen ein weiteres umstrittenes Staudamm-Projekt am Tapajós in Amazonien sammeln Aktivisten von Misereor.

ein Jahr darauf, kam die Enzyklika heraus. Ich saß bei einer Versammlung des Rates für indigene Völker, als mir Paulo Suess eine Mail mit dem Text der Enzyklika sandte. Das Erste, was ich tat, war, das Stichwort Amazonien einzugeben, und da fand ich auch gleich Amazonien unter der Nummer 38! Und dann habe ich „indigen“ eingegeben und war im ersten Moment enttäuscht – denn da gab es keinen Hinweis. Der Papst hat nämlich den Ausdruck „Aborigines“ verwendet. In Brasilien nennen wir die Ureinwohner „Indígenas“, aber die Ureinwohner Afrikas, zum Beispiel, oder in Australien werden als „Aborigines“ bezeichnet. Deshalb hat er also diesen umfassenderen Begriff gewählt. Und für die Aborigines gibt es gleich zwei Absätze in der Enzyklika: 146 und 179.

Johannes Schießl: Und Sie haben Ihre Sätze wiedererkannt?

Erwin Kräutler: Ja, sofort habe ich sie wiedererkannt. Und dann habe ich auch gelesen, wie die Enzyklika heißt: *Laudato si'*. Dieser Titel hat mich begeistert und ist wirklich wunderbar.

Johannes Schießl: Sie haben schon den Rat für indigene Völker angesprochen. CIMI ist die Abkürzung für Indianermissonsionsrat. Dieses Wort Mission hört sich bei uns schwierig an. Sie haben ausgeführt, worum es der Kirche gehen muss bei den Indigenen, um deren Kultur, darum, sie zu erhalten. Aber ist das alles an Mission, oder müsste Mission nicht doch mehr sein?

Erwin Kräutler: Das Wort Mission hat für europäischen Ohren den bitteren Nebengeschmack, dass jemand in ein anderes Land reist, um die Kirche in europäischem Gewand dorthin zu verpflanzen, ohne Rücksicht auf einheimische Kulturen, also ohne jede „Inkulturation“. Deswegen nimmt man hier eigentlich das Wort Mission nicht mehr gern in den Mund. Aber Mission kommt ja von „missio“, dem lateinischen Wort für „Sendung“. Im Missionsdekret des Zweiten Vatikanum „Ad gentes“ gibt es eine wunderbare Stelle, die mich schon als junger Priester beeindruckt hat. Da steht nämlich: „Die Kirche hat den Auftrag“ – und Auftrag bedeutet eben auch Sendung – „die Liebe Gottes allen

Menschen zu verkünden und mitzuteilen“ (Ad gentes 10). Da stehen also die zwei Verben, zwei Zeitwörter: verkünden und mitteilen. Wie schaut das konkret aus? Wie kann ich die Liebe Gottes den Indios oder den Flussbewohnern, den Frauen, den Kindern oder wem immer, wie kann ich ihnen die Liebe Gottes verkünden und mitteilen? Ich muss nicht gleich ein fest verschmürtes Glaubenspaket übergeben, sondern für diese Menschen erst einmal da sein, auf sie zugehen, sie dort abholen, wo sie sind. Und ihnen zur Seite stehen in der samaritanischen Dimension, aber auch in der prophetischen, in der geschwisterlichen und in der kontemplativen Dimension. Das ist recht verstandenes Evangelisieren und echte Mission.

Früher hat man mich manchmal gefragt: „Was tust du denn eigentlich bei den Indios?“ und mir gleich auch den Rat erteilt: „Tu sie doch zivilisieren!“ Damit wollte man sagen: Wir sind die Zivilisierten, und die Indios, das sind die Wilden. Als ich einmal von einem Indiodorf zurückkam, haben mich die Leute gefragt: „Hast du denn keine Angst vor den Indios?“ Und ich habe geantwortet: „Nein, Angst habe ich vor den Weißen, nicht vor den Indios. Die haben mich herzlich empfangen, ja sogar als ihren Verwandten aufgenommen. Die Frau des Kaziken hat mich dazu noch adoptiert – wunderbar!“ Die Indios machen Unterschiede zwischen Weiß und Weiß. Die „Weißen“ sind immer die Nicht-Indigenen, die können auch schwarz sein oder dunkler Hautfarbe. Aber sie unterscheiden genau zwischen denjenigen, die sie ausbeuten wollen oder diskriminieren, und die anderen, die für sie da sind. Ich meine, „für sie da zu sein“, das ist im Sinne Jesu doch die Ur-Form der Evangelisierung.

Johannes Schießl: Aber dieses Da-sein ist ja nicht so ganz einfach, wie Sie gesagt haben. Die Zahlen kann man ruhig noch einmal wiederholen: 30 Priester, 40 Ordensfrauen für eine halbe Million Menschen auf einem Gebiet so groß wie die Bundesrepublik oder sogar noch etwas größer. Sie sind viel unterwegs, beschreiben Sie es doch einmal, wie Sie unterwegs sind, mit welchen Verkehrsmitteln ...



Erwin Kräutler erzählte von 50 Jahren als Seelsorger in Amazonien.

Erwin Kräutler: Zu Land, zu Wasser und in der Luft! Das vierte Element ist das Feuer, und ich hoffe, dass das Feuer des Heiligen Geistes jedes Mal auch mit unterwegs war und ist. Zu Land: Wir haben 10.000 Kilometer Straße, und davon sind heute vielleicht 400 oder 500 asphaltiert. Der Rest ist naturbelassen, also in der Trockenzeit gibt es eine Staubwolke nach der anderen, und in der Regenzeit sinkt man beinahe ein im Schlamm. Dann die Flussreisen: Da lebe ich auf dem Schiffchen, 12, 14 Tage, wenn ich Gemeinden besuche. Da entstehen auch manchmal meine Vorträge oder Bücher, denn es sind oft viele Stunden von einer Gemeinde zur anderen, und wenn der Fluss ruhig ist, habe ich Zeit zu beten, zu meditieren, zu schreiben. Und der Xingu ist ein ganz lieber Fluss, man schafft es, etwas zu Papier zu bringen.

Ich komme am Abend in eine Gemeinde. Die Leute sind glücklich. Ich werde umarmt und geküsst, die Kinder singen etwas, alle freuen sich. Dann ist gleich am Abend die erste Versammlung. Da habe ich kaum etwas zu sagen. Ich kann Fragen stellen. Die Leute sind vorn, und ich sitze auf einem Sessel. Sie wollen erzählen, wie es ihnen geht, und das ist ihr gutes Recht. Ich höre zu, ich muss mich nicht heiser reden, sondern ich muss mich erst einmal heiser hören. Die Leute wollen das sagen, was ihnen auf der Seele brennt und am Herzen

Wir sollten die Eucharistiefeier, die Jesus nicht nur empfohlen, sondern angeordnet hat, nicht davon abhängig machen, ob zufällig gerade ein zölibatärer Mann als Priester vorhanden ist.

liegt. Da am nächsten Tag meist Firmung ist, nehme ich den Firmlingen die Beichte ab. Sie wollen beim Bischof beichten. Das sind sehr liebe Begegnungen mit jungen und weniger jungen Leuten, aber die Beichtgespräche dauern eben oft bis spät in die Nacht. Am nächsten Tag ist dann die Eucharistiefeier mit Firmung. Nachher gibt es noch einmal eine Versammlung, und da bin dann ich „auf der Bühne“. Und die Gemeindeglieder verhalten sich dann genauso wie ihr hier und stellen Fragen. Ob ich das gehört habe, im Radio sei dieses und jenes gekommen, und wie es dem Papst gehe, und was ich für Vorstellungen von Belo Monte habe, ich soll ihnen davon erzählen. Und wie geht es den Indios, welche Probleme und Lösungen gibt es in anderen Gemeinden, was ist in der Stadt los? So geht das. Darauf folgt das gemeinsame Mittagessen, und dann leider der Abschied. Dabei kommt jedes Mal die bange Frage: „Und wann kommst du wieder?“ „So bald als möglich“, sage ich. Abschied ist immer herzergreifend. Wir sind so wenige Priester und Ordensleute. Ich liebe diese Menschen, und sie sind glücklich, wenn ich komme, ganz für sie da bin, wenn ich auf sie zugehe und ihnen zeige, dass ich sie mag. Beim Friedensgruß, das könnt ihr euch kaum vorstellen: Wenn die liturgische Farbe weiß ist, trage ich natürlich auch eine weiße Stola. Die ist nachher voll von – Lippenstift! Das ist ja auch keine Schande, oder?

Johannes Schießl: Aber die Eucharistie wird eben nur selten gefeiert, wie Sie gesagt haben, ein paarmal im Jahr vielleicht. Sie haben nun den Vorschlag gemacht, Zölibat und Eucharistie zu entkoppeln, und gleichzeitig die „viri

probatii“ bei Seite geschoben. Was wäre denn eine Lösung, wenn auch zunächst vielleicht eine regionale?

Erwin Kräutler: Es gibt sicher verschiedene Ansätze. Ich kann euch auch verraten: Als die deutschen Bischöfe jetzt beim Papst waren, hat einer von ihnen auch dieses Thema angesprochen. Ein besonders interessanter Lösungsvorschlag stammt von einem emeritierten deutschen Bischof, der in Südafrika gewirkt hat. Er heißt Fritz Lobinger und hat ein paar Büchlein geschrieben. Er spricht nicht von „viri probatii“ oder so etwas, sondern er spricht von einem „team of elders“. Ich weiß nicht, wie man das richtig übersetzen kann ...

Johannes Schießl: ... Ältestenrat vielleicht ...

Erwin Kräutler: Aber Älteste soll eben nicht heißen, dass sie uralt sind. Es sind einfach Leute, die Verantwortung in der Gemeinde tragen, eventuell drei, die beauftragt werden und auch die Weihe dazu bekommen. Niemand darf der Eucharistiefeier in eigener Regie vorstehen. Ich glaube an das Weihepriestertum. Seit der Apostelgeschichte gibt es die Beauftragung für eine konkrete Gemeinde und die Handauflegung. Diese Beauftragten und Geweihten gehen nicht von Ort zu Ort, sondern feiern mit ihrer Gemeinde an Sonn- und Feiertagen Eucharistie. Und am Montag oder nach dem Feiertag gehen sie wieder in ihrem Zivilberuf nach. Wieso soll das nicht möglich sein? Wie war es denn früher, zur Zeit des Apostels Paulus? Also „back to the roots“, zurück zu den Wurzeln! Wir können und sollen hier weiterdenken. Wir müssen den Mut haben, „alte“ Wege neu zu entdecken.

Der Papst hat mir auch gesagt: Er erwartet sich von den Bischöfen und von den Bischofskonferenzen konkrete und mutige Vorschläge. Es hängt also auch an den Bischöfen. Der Papst wird nicht im Alleingang entscheiden. Das habe ich auch bei der deutschen Bischofskonferenz ganz klar deponiert: „Wir müssen darüber reden.“ Bitte sagt jetzt aber nicht, der Bischof Kräutler ist gegen den Zölibat. Es geht mir um die Eucharistiefeier in diesen Gemeinden. Zölibatäre Priester soll es immer geben. Da ist doch kein Mensch dagegen, im Gegenteil, aber trotzdem gilt: Wir sollten die Eucharistiefeier, die Jesus nicht nur empfohlen, sondern angeordnet hat, nicht davon abhängig machen, ob zufällig gerade ein zölibatärer Mann als Priester vorhanden ist. Und es gibt nur ein paar Mal im Jahr Eucharistie! Da stimmt doch etwas nicht! Manchmal behauptet jemand: Wer solche Vorschläge macht, der möchte im Grunde einfach heiraten! Aber, ich kann Sie beruhigen: Mit 76 Jahren habe ich das nicht mehr im Sinn.

Johannes Schießl: Eine letzte Frage noch à propos 76 Jahre: Wo und wie werden Sie Ihren Ruhestand verbringen?

Erwin Kräutler: Erstens einmal zum Ruhestand: Ein Journalist hat geschrieben, ich sei in den Unruhestand befördert worden. Vorläufig bin ich noch gar nicht im Ruhestand. Das heißt, ich habe einen Nachfolger: Ein Franziskanerpater aus einem Nachbarstaat, dunkler Hautfarbe. Ich kannte ihn nicht, aber bei der letzten regionalen Bischofskonferenz war er dabei, und da habe ich gemerkt, das ist ein richtiger Pfundskerl, oder wie man in Deutschland sagen würde: Ein fitter Kerl ...

Johannes Schießl: ... na ja, eher in Norddeutschland ...

Erwin Kräutler: ... ja, die Bayern sprechen doch manchmal eine andere Sprache als das restliche Deutschland! Liege ich da falsch? Der zum Bischof vom Xingu erwählte Franziskanerpater hat mich eingeladen, ihm die Bischofsweihe zu spenden. Er hätte einen Kardinal oder einen Erzbischof einladen können oder gar den Nuntius. Das hat er nicht getan. Er hat seinen Vorgänger eingeladen, und das bin ich. Ich meine, das ist eine schöne, symbolische Geste meines Nachfolgers. Ich habe zwar noch nie einen Bischof geweiht, aber

Die Anliegen, die ich bis jetzt vertreten habe, werde ich auch weiterhin vertreten.

die anderen Bischöfe haben mir gesagt: Mach dir keine Sorgen, im Pontificale Romanum steht alles genau drin. Am 5. März 2016 ist die Bischofsweihe, und am 3. April wird die Amtsübergabe sein. Ab diesem Datum, dem Weißen Sonntag oder Sonntag der Barmherzigkeit, bin ich dann Bischof „Emeritus“. Das heißt jedoch nicht, dass ich das Handtuch werfe. Die Anliegen, die ich bis jetzt vertreten habe, werde ich auch weiterhin vertreten. Alle Projekte und Initiativen gehen ja weiter, und da möchte ich dem neuen Bischof zur Seite stehen. Ich möchte ihn aber sicher nicht in den Schatten stellen.

Seit 35 Jahren bin ich schon Bischof vom Xingu. Die Leute werden sich dran gewöhnen müssen, dass jetzt ein junger da ist. Manche haben mich natürlich gefragt: Kommst du dann nie mehr in unsere Gemeinden, wirst du nie mehr mit uns Eucharistie feiern? Logisch werde ich das tun. Ich höre ja nicht auf,

Priester und Bischof zu sein. Ich werde immer noch jeden Tag zelebrieren, wo auch immer. Der neue Bischof wird die Geschicke der Prälatur leiten, und da wünsche ich ihm alles Gute und Gottes Segen. Und er kann sicher mit mir rechnen. Zudem werde ich in Europa mit guten Menschen, die bis jetzt geholfen haben, auch weiterhin in Kontakt bleiben und sie bitten, die Projekte und Initiativen auch in Zukunft zu unterstützen. Mein Nachfolger hat gesagt: Ich gehe an den Xingu, um meine Mitarbeit anzubieten. Und es ist gut, dass jetzt ein Brasilianer, also einer, der dort geboren ist, Bischof wird. Als ich zum Bischof ernannt worden bin, gab es keinen einzigen einheimischen Priester in unserer Gegend. Wir alle gehörten der Kongregation der Missionare vom Kostbaren Blut an, die ja aus Europa stammt. Aber jetzt bin ich ein bisschen vom Thema abgekommen ...

Johannes Schießl: Gar nicht. Aber gelegentlich kommen Sie dann auch heim nach Koblach ...

Erwin Kräutler: Grundsätzlich werde ich schon drüben bleiben. Einen alten Baum soll man nicht ausreißen und verpflanzen. Wenn jemand seit 50 Jahren vor Ort ist, soll er jetzt einfach die Koffer packen und seine sieben Sachen da hineinwerfen, ein paar Bücher mitnehmen, und einfach Tschau sagen? Und weg ist er...? Na, das bring' ich nicht übers Herz. Ich werde schon nach Europa kommen, so wie ich heute hier bin, aber die Verbindung mit dem Xingu abbrechen, das bringe ich nicht übers Herz. Wenn man einen 50 Jahre alten Baum verpflanzt, dann fallen bald einmal die Blätter ab, und dann stirbt er. Und das habe ich noch nicht im Sinn. □

Presse

Münchner Kirchenzeitung

Bischof Erwin Kräutler sprach in der Katholischen Akademie in München. „Als ich vor 35 Jahren zum Bischof geweiht wurde, haben sich die Menschen von mir gewünscht, dass ich das Bistum nicht nur vom Schreibtisch aus verwalten, sondern zu ihnen kommen soll.“ Genau das tut Dom Erwin bis heute, obwohl er bald sein 77. Lebensjahr vollendet. Er reist auf Strafen, die im Sommer staubtrocken und in der Regenzeit schlammig sind. Oft sitzt er in kleinen Booten, die auf Flüssen die Gegenden erschließen, wo keine Straße mehr hin führt. (...) Als Erwin Kräutler als junger Priester vor mittlerweile 50 Jahren in Amazonien ankam, warnten ihn vermeintlich wohlmeinende Weiße davor, sich um die Indios zu kümmern. Sie würden ohnehin bald aussterben, so ihre zynische Logik. „Gott sei Dank, war das nicht der Fall!“, sagt Dom Erwin. Das haben die Ureinwohner auch ihm zu verdanken, denn Bischof Kräutler setzt sich bis heute entschieden für ihre Rechte ein. 1988 erreichte er als Präsident des indigenen Missionsrates der brasilianischen Bischofskonferenz, dass in die Verfassung des Landes zwei „Indioartikel“ eingearbeitet wurden. Sie garantieren seither, dass Indios das Recht auf ihr Land haben und das Recht auf ihre Kultur. „Das war damals fast ein Wunder, dass uns das gelungen ist“, erinnert er sich dankbar. „Denn seither begehrt jeder, der Indios vertreibt, einen Verfassungsbruch.“ Nicht immer führt

sein Engagement zu solch positiven Ergebnissen. Den Bau des Staudamms Belo-Monte am Rio Xingú konnten er und seine Mitstreiter nicht verhindern, obwohl er dramatische Folgen für die Natur hat und die dort lebenden Indios bedroht. (...) Als einer, der für die Indios und für die Armen eintritt, legt sich Dom Erwin mit den großen Unternehmen an, die die Amazonasregion ausbeuten wollen. Baufirmen, Holzunternehmen, Großgrundbesitzer – sie alle sind nicht unbedingt gut auf ihn zu sprechen. 1983 wurde er bei einer Demonstration von Arbeitern, die keinen Lohn erhalten hatten, von der Polizei zu Boden geworfen und verprügelt. „Ich weiß seither, wie sich das anfühlt, wenn man so gedemütigt wird“, beschreibt er seine Empfindungen. Bischof Kräutler erhielt immer wieder Todesdrohungen und wurde 1987 bei einem Attentat schwer verletzt. (...) „Obwohl wir Priester so viel unterwegs sind, haben 70 Prozent der Pfarreien nur drei- bis viermal im Jahr eine Eucharistiefeier“, erklärt er. (...) Deshalb wird in seinem Bistum viel dafür gebetet, dass Rom für Amazonien weitere Möglichkeiten zur Feier der Eucharistie zulässt. Diese müssten nicht gleich global gelten, „sondern für unsere eucharistischen Gemeinden“, wie Kräutler betont. Diesen Wunsch habe er auch gegenüber Papst Franziskus geäußert, der daraufhin ermutigte, dass die brasilianische Bischofskonferenz über dieses Problem „mutig nachdenken“ solle. *Gabriele Riffert*